

Robert Schweichel †

Wenn diese Zeilen unseren Lesern vor Augen treten werden, ist Robert Schweichel nicht mehr. Donnerstagsmorgen hat das allzeit freiheitslobernde Herz des bald sechsundachtzigjährigen Greises seinen letzten Schlag getan.

Wie schmerzlich, diese Trauerbotschaft verkündigen zu müssen! Unfassbar schmerzlich allen, die ihm nahe gestanden, die er seine Freunde nannte, denen er all seine Empfindungen und Gedanken anvertraute. Mit denen er einst Schulter an Schulter für die Sache des Volkes, für den Sieg des Sozialismus gekämpft — Dazwischen um Dazwischen.

Wenn wir Schweichels gedenken, richten mehr als sechzig Jahre deutscher Zeitgeschichte vor unserem Blick sich empor. Die Stürme der Julirevolution in Frankreich, der Kanonendonner von Warschau fielen in Schweichels Kinderjahre. Nun beginnt in Deutschland ein Schwelen und Gären. Die Romantik zieht sich geängstigt zum Jahrhunderttschlaf zurück. Das „Lied der Zeit“ springt in den Harnisch. Die Philosophie, die Dichtkunst begeben sich der abgeschlossenen Studierstube und diskutieren offen schwebende politische Fragen des Tages. Es kommt der Bannstich über das junge Deutschland. Die Zensur waltet ihres verruchten Genferamtes mit unheimlicher Strenge. Aber unter Schutt und Asche glimmt der Funke des freien Geistes. Im Süden und Norden, im Westen und Osten. Ja, auch hier, in Königsberg, in der Stadt der freien Vernunft, wo einst Immanuel Kant gelebt und ewige Wahrheit gepredigt! Und dort, in den Hörsälen der Albertina, saß seit Beginn der vierziger Jahre Robert Schweichel, um eifrig dem Studium der Jurisprudenz obzuliegen.

Damals schon lauschte er den politischen Vorträgen im Bürgerverein. Nicht lange — so trat er selbst als Sprecher auf. Und nicht lange — so hob der Rechtskandidat die Streitfrage hoch und sprang in die offene Arena, um für die verloren gegangenen Rechte des Volkes zu streiten.

Als Publizisten, als feurigen Volksredner begegnen wir ihm wieder. Und als einem Kämpfer, den die Behörde mehrmals hinter „schwedische Gardinen“ zu verstecken für heilsam erachtete. Vergebliche Mühe! Der Funke in Schweichels Seele war zur lodernen Flamme gewachsen: — die vermochte keine Polizei, kein Staatsanwalt mehr zu verlöschen!

Das „rote Jahr“ war vorübergegangen. Das unheimliche Nachtgespenst: Reaktion umkrallte mit seinen gifttriefenden Zagen jedwede volksfreiheitliche Bewegung. Auch ihn! Erst bereitete die seit 1850 staatlicherseits eingeführte Zensurkaution seiner demokratischen „Dorfzeitung für Preußen“ ein gewaltiges Ende. Dann wurde zweimal seine Existenz (als Feuilletonredakteur der „Königsberger Hartungschens Zeitung“, sowie darauf als Hauslehrer im Ostpreussischen) behördlich vernichtet.

Ein Heimatsloser, ein Gedächter wandte sich Schweichel nach Hamburg. Aber schon nach wenigen Wochen wurde er auch von hier auf Betreiben des preussischen Gesandten ausgewiesen. Gleich Freiligrath, Kinkel, Richard Wagner und andere vorher, nahm Schweichel das Los der Verbannung auf sich und ging in die Schweiz. Ein mehr als zehnjähriges Exil vermochte seinen Nacken nicht zu beugen, seine revolutionäre Besinnung nicht zu dämpfen.

Als überzeugter, wissenschaftlich gefestigter Sozialist betrat er 1861 wieder den deutschen Boden. Mit Wilhelm Liebknecht kämpfte er fortan publizistisch, sowie als agitatorischer Redner für das Proletariat, für die sozialdemokratische Arbeiterschaft. Dieses seines Wirkens wird wahrlich nie vergessen werden! Denn so ausschließlich Schweichel seit Ende der sechziger Jahre sich als Romanschriftsteller betätigte — er lebte und stritt für unsere Partei wie der Besten einer.

Der Atem der Freiheit durchweht seine großen Romane, unter denen „Der Artischwinger“, „Die Fallner

von Sankt Vigil“, „Camilla“, „Um die Freiheit“ obenan stehen. Just diesem seinem letzten Roman — der den Bauernkrieg von 1525 behandelt — gegenüber hat sich, wie mir Schweichel vor längeren Jahren sagte, „die Kritik fast so stumm wie Papageno verhalten, als ob sie fürchtete, sich die Finger bei der Berührung zu verbrennen. . . . Was ich mit diesem Roman bezweckte, war: dem Volke die Motive und Taten des Bauernkrieges deutlich darzulegen — und gerade dieses scheint die Herren verächnelt zu haben“. Auf gleich hoher künstlerischer Stufe stehen Schweichels poesie- und kraftvolle Volkserzählungen aus den westschweizer und tiroler Alpen. Vollends ins Herz der Arbeiter hat er sich aber durch seine zahlreichen Geschichten aus dem Not- und Kampfleben des sozialistischen Proletariats eingegraben. Er war der erste, der diesen hohen Dichtermut besessen hat, für unser Volk zu schreiben. Er propagiert die sozialistische Idee im edelsten künstlerischen Gewande! Er hat dort den herrschenden Klassen unzählige Male die Heuchlermaske vom Gesicht gerissen, ihre Götter zertrümmert und mit der Fackel der Wahrheit den Sumpf ihrer sittlichen Fäulnis beleuchtet. Daß ihre Presseleute seine dichterische Lebensarbeit so beharrlich als feige negierte — er trug es mit philosophischem Gleichmut. Denn er kannte gut die Ursachen für die so tane traurige Misere, an welcher ja die Literatur und Kunst des Bürgertums krank und krank, bis diese mit letzterem zu grunde gegangen sein wird.

Sein höchster Hort war und blieb die sozialdemokratische Partei. Der Sozialismus war seine hehrste Weltanschauung, sein innigster Glaube, sein Ribelungenschatz, seine unerschütterlichste Zuversicht. Mit allen Fasern seines Wesens hing er daran. Aller „Opportunismus“ war ihm in tiefster Seele zuwider. Sein ganzes Leben hatte er für seine Ueberzeugung hingeopfert. Nicht eine Linie breit war er je von der Parole abgewichen. Und diese Parole hieß: Vorwärts! Vorwärts! „Stets“, so bekannte er mir einmal, „habe ich zu denen gehört, denen Blut und Donner eine erhebende Freude einflößen. Es ist die über die Erlösung aus dumpfer, stidender Schwüle.“ Und fürwahr, wenn ich zurückdenke an die Jahre, in denen es mir vergönnt gewesen, Schweichels persönlichen Umgang zu genießen, wenn ich nun dem Verbliebenen im Kreise treuester Freunde, die ein noch weit höheres Anrecht an ihn besessen, zur Gruft folgen muß, dann weiß ich, was wir alle an ihm verlieren.

Mit ihm und seiner fürsorglichen Gattin einige Stunden zu verplaudern, war allezeit ein erhebendes Gefühl. Ihm galt die große Sache im Rate der internationalen Partei sowie der Völker alles, das kleinliche Interesse, die eigene Person nicht. Reinsten Idealismus stand auf seiner Fahne geschrieben. So ehrlich seine Liebe, so stark sein Haß und Zorn: — seine innige Liebe und begeisterte Hinnegung zum proletarischen Volke, wann und wo es seine Ketten sprengte; sein sprühender Zorn, seine flammende Entrüstung gegen alle Usurpatoren, heuchlerischen „Volksbeglucker“, feigen Verräter, byzantinischen Speichellecker, Egoisten, Krämerseelen und Bananen. Er verfolgte alle politischen wie parlamentarischen Vorgänge sehr emsig und sehr kritisch.

Es war im Dezember 1902. Ihn plagte „wieder einmal allerlei Rheumatisches“, das ihn seit 8 Tagen ans Zimmer fesselte. Da hatte er denn um so mehr Muße gehabt, sich über die bodenlose Niedertracht zu giften, welche die Mehrheit im Reichstage bei den Zollverhandlungen verübte. „Wie lange“, meinte er, „werden diese Kanajllen der herrschenden Klassen noch im Rohr sitzen und sich Pfeifen schneiden? Nachdem die Bestie einmal wild geworden ist, wird sie sich schwerlich damit begnügen, die parlamentarischen Rechte zerstampft zu haben. Es kann leicht eine Reaktion hereinbrechen, wie wir sie in Europa noch nicht gehabt haben. Wir hat die Vor-

ahnung einer solchen die Geschichte der ersten französischen Revolution in die Hand gegeben und ich habe darin die von Greueln triefenden Blätter des weißen Schreckens nachgelesen, welchen Pfaffen und Adel über Frankreich brachten. Auf ihn paßt auch im vollsten Sinne das Wort Schillers: „Da werden Weiber zu Hyänen“. Ich wollte, daß ich wieder jung wäre, um an dem bereits entbrannten Kampf teilnehmen zu können! An dem endlichen Ausgang zweifle ich nicht. Das Volk wird siegen. Denn das Volk ist der durch seine Arbeit kultur-schaffende Herkules, welcher die Fesseln des Prometheus zerbrach.“

Was dann später Schweichels höchstes Interesse anspannte, war der Ausbruch des russisch-japanischen Krieges. In Berlin bildete damals der Rücktritt des famosen Oberhofmeisters v. Mirbach das allgemeine Gespräch. Aber was würde es helfen, erwiderte Schweichel. „Die Duelle der Korruption, die alle Gesellschaftsschichten durchsichert und unterwühlt, sprudelt fort und fort. Wahrlich, es ist Zeit, daß die Siege der Japaner dem russischen Volke endlich Luft schaffen zum Durchbruch, der den zarischen Greuel hinwegrafft! Dann wird auch der Rückschlag auf Deutschland nicht ausbleiben. Wenn es in dem Liede Freiligraths heißt: „Im Hochland fiel der erste Schuß“, so wird es dann heißen, daß in Rußland der erste Schuß fiel, der die Lawine der Revolution in Gang brachte, die sich unaufhaltsam nach Westen fortwälzt. Ich hoffe, daß es eines Tages so sein wird, und gestehe, daß ich diesen Tag noch erleben möchte“. Daß er dann durch den Ausbruch der revolutionären Bewegung in Rußland sehr befriedigt, aber später durch deren weiteren Verlauf enttäuscht war, läßt sich denken.

Wenn Schweichel nun schließlich noch die letzte Reichstagswahl, doch auch trotz erheblicher Einbuße an Mandaten den starken Aufmarsch der sozialdemokratischen Partei erleben durfte, so glaube ich, daß er mit der Zubersticht an die einst Welch herrlicher Edelmensch ist mit ihm ins Grab geschieß obstegende Macht des Sozialismus schlafen gegangen. sunten! Trauernd betten wir, was sterblich an ihm war, in der Erde Mutterchoß.

Doch ein Trost bleibt uns allen: sein geistiges Erbe und das Andenken seiner so reinen humanen Persönlichkeit.

Eisern wir ihm nach!

Mögen uns seiner lichten Gedanken flügeltrauende Adler, emporfliegend aus seinen Dichterwerken, allezeit voraneilen!
E. K.

Gedanken aus Robert Schweichels Werken.

... Darum ist es ein ebenso wahres wie schönes Wort, wenn der Kulturhistoriker Bude sagt: „Die Wissenschaft ist der Tempel der Volksfreiheit“. Ich sehe ihn leuchten, diesen Tempel, weit hinaus in alle Lande, weit hinaus über die Grenzen, die noch Völker scheiden, weit hinaus über die Abgründe, welche zwischen den Ständen und Klassen gähnen! Steigen Sie hinan, Sie, die Kinder des Volkes, die Jünglinge und Männer der Arbeit, die es zu lernen dürstet, was der harte Kampf ums Dasein Ihren früheren Lebensjahren verwehrte! Steigen Sie hinan und achten Sie des Schweiges nicht, der im Klimmen auf den Weg tropft! Droben lösen sich die Ketten und die Freiheit, sie ist zugleich der Frieden. Ja, verehrte Anwesende, die Emanzipation der Arbeit, die Befreiung des Arbeiters ist der Friede; denn sie beendet die Klassenkämpfe, unter denen sich die Entwidlung der Menschheit in der Geschichte vollzieht. Die Zeit, welche damit heraufsteigt, lernt keinen Adel, keinen Kapitalisten mehr. Sie lernt nur noch eine Gemeinschaft gleichberechtigter und gleichverpflichteter Menschen. Und das ist die Mission des vierten Standes, daß er als Träger der entwickeltesten Kultur den Kampf der Stände veröhnend abschließt. — — — Sind wir keine absterbende Nation, dann gehört die Zukunft dem jugendkräftig strebenden, nach Bildung und Freiheit ringenden, für die höchsten Ideen begeisterten vierten Stande. Seine Aufgabe ist es, durch die Befreiung der Arbeit die Gleichberechtigung aller zur Wahrheit zu machen und dadurch eine höhere Kultur als die gegenwärtige heranzuführen. Selbsterziehung, Selbstbildung heißt der Weg zu diesem Ziele. Halten Sie es fest im Auge! Streben Sie ihm nach mit Anspannung aller Ihrer Kräfte!

(Aus der Festrede zum 8. Stiftungsfeste des Dresdener Vereins für Volksbildung 1898).

(Verona.) Der aufstrebende Geist einer Nation saugt aus Kampf und Streit nur frische stählende Kraft; sie sind die Säure des jungen Weines, die Gewitter, welche die Luft reinigen.

Es ist mit dem Ruhm wie mit den Sternen, deren Licht noch eine Zeitlang fortstrahlt, wenn sie bereits erloschen sind.

(Mazzini.) Die moralische Steinigung ist freilich noch heute sehr im Schwange, und sie wird über jeden verhängt, der die herrschenden Meinungen nicht als unfehlbar anerkennt.

Den Fluch, daß der Mensch im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen solle, hat ein orientalisches Volk erfunden. Der Nordländer inmitten seiner largen Natur konnte nicht darauf verfallen. („Italienische Blätter“.)

Wenn das Schwert die Welt regiert und die Gewalt mit Ländern und Völkern Schacher treibt, wie soll da die Achtung vor Gesetz und Recht gedeihen?

Kaiser Karl V. konnte nicht zwei Uhren richtig gehend machen, wem sollte es mit den Geistern gelingen? Und wo ist dann die Garantie, daß die Kirchenuhren die Zeit richtig angeben?

Man muß den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen.
(Die Falkner von St. Sigil.)

Rebell wird der arme Mann gescholten, wenn er in seiner Verzweiflung zur Wehr greift, weil sein Geschrei nach Gerechtigkeit überall und allerwärts taube Ohren findet. (Um die Freiheit.)

Das Reich kimmert unsere Ritter, Grafen, Fürsten keinen roten Heller. Wo für sie kein Vorteil herausluget, rühren sie keinen Finger, noch rücken sie den Daumen von ihrem Sadel.

Aber die Feder verbreitet die Wahrheit, und an der Wahrheit blutet die Lüge sich zu Tode.

Eine Kirche hat Jesus von Nazareth nicht gelammt. Die Kirche hat wieder zerstört, was er auferbaut hat. Der Sohn Gottes hatte nicht, wohin er sein Haupt legen konnte; aber die Kirche hat sich der Güter dieser Erde bemächtigt und dem Volke nichts gelassen, als den Himmel droben.

Völker wie Kinder durch Schläge zu stillen, statt ihren Bedürfnissen abzuwehren, ist den väterlichen Regierungen von jeher als der höchste Gipfel der Weisheit erschienen.

Sie sind allzumal Waalspaffen! Ja Waalspaffen! Ihr Banst ist mit Sünde gemästet und ihr Herz ist voll Fäulnis. Wahrlich, ich sage euch, eher springt ein klarer Duell aus einem Misthaufen, denn das lautere Wort Gottes aus ihren weintriefenden Mäulern. Der Teufel hat sich den Ornat angezogen und läutet mit dem Schwanz zur Messe.
(Um die Freiheit.)

Die Menschen sind so erbärmliche Hundsfötter, daß sie für Geld zu allem fähig sind.
(Heimatlos.)

Ebensowenig wie die Sorge kann man den Atem der Freiheit aussperren; ihr Hauch dringt durch die kleinsten Ritze.

Das Geld hat eine Bedientenseele.
(Camilla.)

Gegen alles in der Welt machen sie Gesetze, nur nicht gegen den Moloch, den sie das Kapital nennen, und vergebens schreit der Arbeiter um Gerechtigkeit.
(Umsonst gepfört.)

Die Gewalt schleift blinden Auges immer selbst die Schwerter gegen sich und drückt sie den Geknehten in die verzweifelte Faust.
(Der Pauker von Killaushausen.)

Die Humanität ist das Ziel der Menschheit und nicht auf die Art der Arbeit, welche der einzelne vollzieht, sondern daß er sich bei seiner Tätigkeit dieses Zieles bewußt sei, darauf kommt es an.

Ob Idealismus, ob Materialismus, es ist alles eins. Ich behaupte aber, letzterer hat uns einem menschlicheren Zustande mächtig

näher geführt. Er hat die Arbeit zu Ehren gebracht, und ihre Achtung ist der nächste Schritt zur Gleichheit und Brüderlichkeit. Denn zuletzt beruht doch alles auf der Arbeit.

(„Der Schmuggler.“)

Die Schulen, das wissen Sie alle, erziehen die Menschen nicht zur Freiheit, sondern zur Knechtschaft. Sie nagen die Wurzeln der jungen Menschenpflanze an, so daß sie verküppelt. Wir alle haben es mehr oder weniger an uns selbst erfahren, wie außerordentlich schwer es hinterher ist, die Lähmung abzuschütteln, in welche der Geist durch die Schule versetzt worden ist, welche Anstrengungen es kostet, um aus den Fesseln des Autoritätsglaubens zu selbständiger Prüfung und selbständigem Denken zu gelangen. Denn die Grundlage der Freiheit ist das Denken und das ist's, was die Schulen systematisch nicht lehren.

(Aus einer Rede für die Frauen.)

Nur das gemeinsame Interesse zwingt zu gemeinsamem Handeln. Nur das einmütige Zusammenstehen des arbeitenden Volkes auf dem Lande und in den Städten, nur das Zusammenfassen der geeinten Kraft vermag den Despoten Kapital zu stürzen, der uns mit goldenen Surfen schonungslos zertritt. Darum gilt's heute noch wie vor dreihundert Jahren:

„Der arme Konrad heiß' ich, bin ich, bleib' ich,
Wer nicht geben will den bösen Pfennig,
Der trete mit mir in diesen Ring!“

(Aus dem Vorwort „Des armen Konrad.“ 1876.)

Kleines feuilleton.

Musik.

Der Berliner Volkshor hat seinen dritten Jahresbericht erstattet. Mit Recht darf er darin hervorheben, daß es ein Jahr des Fortschrittes und der Erfolge war. Vor allem hat sich die Zahl der singenden Mitglieder von 120 auf 200 vermehrt. Ferneres Wachstum wird erst dem Verein ermöglichen, seinen hochgesteckten Zielen völlig gerecht zu werden. Das ständige Lokal des Vereins, der große Saal der „Neuen Welt“, verlangt direkt eine stärkere Stimmenbesetzung. Wieviel stille, emsige Arbeit in volkstümlicher Kunstpflege ein Verein, wie der Volkshor leistet, davon geben die großen Veranstaltungen, die naturgemäß der Zahl nach beschränkt sind, keinen hinreichenden Begriff. Musikalische Kultur, Verständnis für das reiche musikalische Erbe in weite Kreise zu tragen, Freude am Hören und singenden Nachschaffen zu verbreiten — das ist eine schöne und schwere Aufgabe.

Je mehr in der Arbeiterschaft das Verständnis für gute Musik geweckt wird — heißt es in dem Bericht — desto weniger werden die leichten und wertlosen Darbietungen, wie sie noch vielfach auf den festlichen Veranstaltungen der Arbeiterschaft geboten werden, Beifall finden, und da es in Berlin an billigen künstlerischen Konzerten nicht mangelt, so wird auch die künstlerische Erziehung der Arbeiterschaft immer weitere Fortschritte machen. Zeigt sich doch in dem ständig wachsenden Besuch aller ersten künstlerischen Veranstaltungen der rege Bildungstrieb der Arbeiterschaft stets auf neue. Auch die Konzerte des Volkshors im letzten Jahre weisen wieder eine Steigerung der Besucherzahl auf; während die Zahl der Besucher im ersten Jahre 8000, im zweiten 12000 betrug, ist sie in diesem Jahre auf zirka 14000 gestiegen; von den fünf Konzerten dieses Jahres waren vier ausverkauft und Hunderte konnten keinen Einlaß mehr finden; einzig der Besuch des Mendelssohn-Abends im März hatte etwas unter gleichzeitigen großen wirtschaftlichen Bewegungen der Arbeiterschaft zu leiden, so daß die Besucherzahl an diesem Abend nur zirka 3000 betrug.

Trotz des starken Besuches reichte der Eintrittspreis von 50 Pf. nicht aus, um die Kosten des Vereins völlig zu decken, nur die Mitgliederbeiträge erhalten dem Budget das Gleichgewicht. Aber auch aus künstlerischen Kreisen hatte sich der Chor waderer Unterstützung zu erfreuen. Die Mehrzahl der Künstler wirkte völlig unentgeltlich oder für erheblich herabgesetzte Honorare mit. Besonders dankenswert war der erlebte Kunstgenuss, den das Joachim-Quartett in idealer Hingabe gewährte. Künstlerische Anbacht und wahrhafter Enthusiasmus der Hörer war ein Lohn, der dem Meisterquartett betriebs, welche Kunstbegeisterung und Empfänglichkeit die Arbeiterschaft erfüllt.

Im verflossenen Berichtsjahre hat der Volkshor drei große Chorkonzerte (und eine Wiederholung) gegeben, die Beethoven, Handel und Mendelssohn gewidmet waren. Der einheitliche Charakter jedes Konzertes ist aus musikalisch-pädagogischen und künstlerischen Gründen besonders hervorzuheben. Treffliche Einführungen in jedes einzelne Konzert und Werk boten die Programmblätter. Solistenkonzerte wurden zwei veranstaltet (Joachim-Quartett und der heitere Eben-Schölander-Abend). Zum besseren Verständnis der aufzuführenden Werke wurden besondere Einführungsabende abgehalten, an denen sich eine Reihe von Künstlern und

Lehrern beteiligten. Besonders verdienstvoll ist — das möge an dieser Stelle einmal gebührend hervorgehoben werden — die umsichtige und unermüdete Tätigkeit des Dirigenten Dr. Zander.

Das Programm für das nächste Vereinsjahr sieht folgendes vor: Als erstes Chorkonzert wird „Die Schöpfung“ von Haydn zur Aufführung gelangen; das erste Solistenkonzert wird Franz Schubert gewidmet sein. Das zweite Chorkonzert wird als Richard Wagner-Abend stattfinden, während das zweite Solistenkonzert dem Freunde Wagners, Franz Liszt und seinem Kreise (der neudeutschen Schule) gehören wird. In allen vier Konzerten wird der Chor mitwirken und zum Teil sehr schwierige Aufgaben zu bewältigen haben. Neben der Einstudierung der Chorwerke wird der theoretische Unterricht mit Sorgfalt gepflegt und in diesem Jahr durch Herstellung von systematischen Treffübungen, sowie Einführung von Russifikaten in erweiterter Form erweitert werden, so daß die Mehrzahl der Mitglieder nach Beendigung des ein Jahr dauernden Kurses voraussichtlich instande sein wird, Melodien richtig nach Noten („vom Blatt“) zu singen.

Den Mitgliedern steht außerdem eine im letzten Jahre wieder, erfreulicherweise erweiterte Bibliothek zur Verfügung. Der geringe Monatsbeitrag von 50 Pf. läßt erhoffen, daß auch im kommenden Jahre eine Anzahl neuer Mitglieder ihm beitreten mögen — sich und anderen zur Freude. Die Aufnahme neuer Mitglieder findet in den Übungsstunden des Chors statt, die wie bisher jeden Freitag von 8 $\frac{1}{2}$ —10 Uhr in der Aula des Sophien-Realgymnasiums, Steinstraße 31—34, abgehalten werden.

Völkerrunde.

e. s. Im Kunstgewerbemuseum kommen einige Neu-erwerbungen des Museums für Völkerrunde im Anschluß an die schon besprochene Ausstellung „Alt-Bern“ an die Öffentlichkeit. Es sind dies hauptsächlich Arbeiten der Ost- und Westgoten in Rußland und Spanien, sowie der Merowinger in Frankreich.

In Rußland fertigten die Ostgoten und in Frankreich die Merowinger Gläser in trüber grünlicher Färbung, deren sachliche und doch schöne Form überrascht. Diese Gläser sind gebrauchsfähig und doch Zierstücke. Noch mehr tritt das hervor bei den Ostgoten in Rußland, bei denen das Glas noch einen Schmutz erhält, rings um das Glas einige blaue Tupfen.

Prachtvoll ist der Schmutz, den die Goten gearbeitet haben. Sie behalten gerne den Hängeschmutz bei, die Kettenanordnung, die sie zu besonderer Schönheit ausbilden. Darin vereinigen sie Metall, Stein und Perle zu einer außerordentlich geschmackvollen Harmonie, die uns ganz eigenartig annimmt. Das Hängende gibt dem Schmutz wechselnde Erscheinung. Kleine Goldplättchen, dünne Ketten, die mit einem Stein endigen, feine Filigranarbeit auf kleinster Fläche des Metalls, das alles vereinigt sich zu seltener Schönheit. Wie wunderbar wissen diese Völker das Goldblech zu bearbeiten und aus farbigem Stein ein reizvolles Muster zusammenzufügen! Wie großzügig sind die Schnallen gestaltet, mit violetten Steinen in mattem Metall! Wie reich ist der farbige Eindruck einer aus verschiedenen Steinen zusammengefügten Kette, grün, orange, weiß, violett, blau, wahllos aufeinander folgend, aber in jedem Teil eine Leberausung. Und so wechseln in den Halsketten dann die kleinen Goldblechplatten mit Perlen ab, und immer erfreut eine ganz eigenartige Schönheit. Das Material ist mit Sachkunde behandelt und eine eigene Form aus dem Material und dem Zweck herausgeprägt, deren graziose und doch kräftige Haltung Kultur verrät.

1904 bis 1907 hielt sich eine Expedition unter Lecocq in dem chinesischen Turkestan auf. Sie brachte Stoffe aus Harland mit, Stoffe, die zu betrachten man nicht müde wird. Ein fabelhafter Reichtum ist in den Mustern ausgebreitet, die verschwenderisch die ganze Fläche bedecken. Seidenstickereien, Aufnäharbeiten. Glühendes Rot, mattes Violett sind mit Vorliebe verwandt. Trotz der Fülle ist der Eindruck nicht unruhig. Durch die Wahl der Farben, die freie und doch überlegte Anordnung der Ornamente kommt eine prägnante, charakteristische Wirkung von seltener Kraft und Schönheit zustande. Einige Teppiche zeigen das gleiche Raffinement in der farbigen Erscheinung. Die großzügigen Muster sind in kräftigsten Nuancen wie hineinversenkt in den rauhaarigen Stoff, der die Kontraste malerisch ausgleicht.

Denselben Reichtum der Motive finden wir in einer Reihe von Haus- und Toiletengeräten aus Siam und Birma, Getriebenes und vergoldetes Silber auf schwarzem (Niello-) Grund. Die ganzen Flächen der Gefäße sind wie übersponnen mit naturhaftigen Motiven, die durch diese Anhäufung im Ganzen als Einheit erscheinen. Und vornehm dämpft der schwarze Grund das Leuchten des Metalls ab.

Dann sind im Nebenzimmer noch einige Merkwürdigkeiten ausgefellt aus Nordwest-Kamerun; Gegenstände mehr ethnologischen, als künstlerischen Charakters. Frappierend durch ihre groteske Gäßlichkeit sind die lebensgroßen Figuren, die aus Stacheln und Perlen sorgfältig zusammengeknüpft sind. In dem „Stuhl“ des Sultans von Bamum, der auf solchem Ungetüm ruht, ist durch die ornamentale Anordnung der Perlen eine gewisse Wirkung erreicht, die über das Groteske hinausstrebt. Geschick und eigenwichtig sind die Holzschmuckereien, die in naiver Weise die kleinen Holzschmel schmüden; Krokodile stützen die Sitzfläche, an deren äußerem Rande eine Aufeinanderfolge paralleler und gekreuzter Linien ein Muster von einer gewissen Eigenart ergibt. —

Aus dem Pflanzenleben.

Das „Bluten“ der Pflanzen. Wenn im Winter Holzgewächse geschnitten werden, so strömen die Schnittflächen, sobald ein recht sonniger Tag eintritt, Saft aus, sie „bluten“, wie man sagt. In auffallender Weise läßt sich dieses Saftausströmen jetzt im Frühjahr an den Weinreben beobachten. Die Erfindung hat mit dem Safttrieb im allgemeinen wenig zu tun. Denn im Winter kann bei dem gleichen Wegang von einem Safttrieb kaum die Rede sein. Es handelt sich, wie die moderne Forschung festgestellt hat, vielmehr um ein Erwärmen der in den wasserreichen Zellen vorhandenen Luftbläschen, die dadurch an Ausdehnung (Volumen) zunehmen und den Saft nach einem einfachen physikalischen Gesetze hinausdrängen. Sinkt die Temperatur der atmosphärischen Luft wieder, so kühlen sich die Luftbläschen wieder ab und verkleinern ihr Volumen: das „Bluten“ hört auf. Die großen Mengen des ausgepreßten Saftes lassen den Schluß zu, daß das Holz außerordentlich durchlässig und filtrationsfähig ist, obwohl die Holzellen als vollkommen geschlossene Röhren erscheinen. Hartig hat beobachtet, daß z. B. frisches Tannenholz mit erstaunlicher Leichtigkeit Wasser durchläßt. Er hat auf den Querschnitt von Tannenzämmchen, die bis drei Meter lang waren, Wasser tropfenweise aufgesetzt und festgestellt, daß die Tropfen schon nach wenigen Sekunden an der unteren Schnittfläche wieder zum Vorschein kamen. Er drehte die Pfähle um, das Schauspiel blieb daselbe. Professor Hansen erinnert daran, wie wenig Druck dazu genügt, um diese Filtration des Holzes zu veranlassen, und wie auffällig die Tatsache sei, daß selbst ein Stammstück, das gar nicht mit Wasser gesättigt ist, doch den oben aufgesetzten Tropfen durchlässe. Noch — bis jetzt — rätselhafter ist die Tatsache, daß Holz von ganz verschiedenen Wassergehalt am unteren Querschnitt an sich keine Spur Wasser ausfließen läßt, aber dies sofort tut, wenn man einen Wassertropfen auf die obere Schnittfläche bringt.

Bei dem „Nebenbluten“ im Frühjahr spielt jedoch auch der Wurzeldruck eine Rolle. Der englische Naturforscher Stephan Hales hat schon vor bald 200 Jahren beobachtet, daß der Neben-Saft mit besonderer Kraft hervorgepreßt wird. Er hatte einen frisch beschnittenen Rebenzweig mit einem Stück Blase überbunden. Nach geraumer Zeit war die Blase vom ausgeströmten Saft zur Gabelung gewölbt. Um den Druck der Saftausscheidung zu messen, befestigte Hales eine Glasröhre an einer astlosen Rebe von Fingerdicke und fand kein Ende des Staunens, als der Saft 36 Fuß hoch stieg! Die Stärke des Drucks und die Menge des durch die Saugkraft der Zellen und andere Kräfte emporgepreßten Saftes, schreibt Kerner, wechseln nach der Individualität der Pflanzen. Bei dem Weinstock hält der Druck einer Quecksilbersäule von mehr als 856 Millimeter Höhe das Gleichgewicht. — Das ist also über eine Atmosphäre Druck! Beim Fingerhut gleicht er dem Druck einer Quecksilbersäule von 461 Millimeter; die Ressel bringt es auf 854, der Mohr auf 212 und die Bohne auf 159 Millimeter! Auch die Mengen des ausgeschiedenen Saftes sind natürlich verschieden. Aus dem jungen durchgeschnittenen Blütenstängel der hundertjährigen Aloe (*Agave americana*) fließen in 24 Stunden zwischen 300 bis 400, und in einer Woche etwa 2500 Gramm; das dauert Wochen und Monate fort und kann eine Saftmenge von einem Pentner ergeben! Der Aloesaft enthält Zucker, gärt und wird von den Mexikanern bei der Bereitung ihres berausenden Pulque benutzt. Bei uns zapft man hier und da noch die Birken an, um Birkenwein zu bereiten. Ein Rosenstock liefert in acht Tagen 1 Kilo, eine 25 Millimeter dicke Rebe 5 Kilo Saft. Auf Java scheiden die Ranken einer *Cissus*-Art so rasch und reichlich trinkbaren Saft aus, daß man sie wie Quellen benutzt. In Indien haben einige *Urtica*-Arten sogar den Namen „Pflanzenquelle“.

Diese Riesenergebnisse können uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß in manchen Bäumen der Saft 100 Meter und noch höher gepumpt wird. Die Transpiration schafft da Wunder. Viele Faktoren wirken zusammen, um das „Bluten“ der Pflanzen zustande zu bringen. Und so viele Erklärungen und Theorien es dafür auch gibt, die letzten Ursachen sind auch heute noch nicht aufgedeckt. —

Medizinisches.

Neues von den Lichtbädern. Die Frage, worauf eigentlich die Wirkung der Lichtbäder beruht, ist jüngst von Dr. Hasselbach vom Finseninstitut in Kopenhagen in recht einleuchtender Weise beantwortet worden. Danach würde die Wirkung der Lichtstrahlen ausschließlich von ihrer Einwirkung auf die Haut zu erklären sein. Nach wiederholter Bestrahlung tritt Blutüberfüllung der Haut auf, damit ist gleichzeitig eine Verminderung der Blutmengen in den tieferen Organen verbunden, die Schleimhäute der Nase und des Rachens werden trocken. Das Allgemeinbefinden bessert sich, ja sogar die Stimmung wird beeinflusst, insofern Personen mit wechselnder Stimmung nach dem Gebrauche der Bäder in ein Stimmungsgleichgewicht kommen. Infolge des vermehrten Blutzuflusses wird die Haut besser ernährt, so daß sie eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Kälte und Zugluft zeigt. Dadurch, daß die inneren Organe vom Blute entlastet werden, zeigen sich die Lichtbäder besonders wirksam bei Herzkrankheiten, bei Klappenfehlern, bei Herzmuskelerkrankungen und bei Herzschwäche, bei Erkrankungen, bei welchen der Blutlauf gestört ist, wie bei Lungenblähung und bei chronischem Bronchialkatarrh. Natürlich sind die Lichtbäder auch bei Rheumatismus am Platze, sowie bei Neurasthenie. Hier wird der

Schlaf verbessert, die psychische Ausdauer gesteigert und das allgemeine Wohlbefinden erhöht. — Für Kranke mit schwachen Herzen ist nun das Schwitzen im Glühlichtbad keineswegs ungefährlich, daher mußte das Bestreben darauf gerichtet sein, ein weniger anstreifendes Bad, als das bisher übliche, zu finden. Das Vogenlicht hat sich nicht eingebürgert, da die Rasten sich so rasch erwärmen. Eine beachtenswertere Neuerung bildet dagegen das Wulffsche Lichtbad, bei welchem eine viel intensivere Strahlung als im gewöhnlichen Lichtbad erzeugt wird. Dabei verliert sich nur ein kleiner Bruchteil der Strahlen neben dem Badenden im Rafteninnern und dient zu dessen Erwärmung. Die Schweißabsonderung fehlt bei niedrig leitender Wärme durch intensivere Strahlenwirkung, und das Bad ist daher für Herzranke schonender. Die Pulsfrequenz und die Temperatur steigt nicht so sehr, wie beim gewöhnlichen Lichtbad und die Schweißprozedur kann daher mehr wie auf die doppelte Zeit ausgedehnt werden. —

Notizen.

— Die Leitung der Berliner Sezession hat beschlossen, zukünftig an Sonntagen den Eintrittspreis auf 1 M. zu erhöhen und nur von 2 Uhr mittags an Billette zu 50 Pf. auszugeben. Anlaß zu dieser Neuerung gab der allzu starke Andrang am Sonntagvormittag, der die aufgehängten Bilder in Gefahr brachte.

Den Mitgliedern der Gewerkschaften stehen ermäßigte Eintrittskarten a 25 Pf., an allen Tagen, auch Sonntags den ganzen Tag gültig, im Bureau des Gewerkschaftshauses zur Verfügung. Diese mit dem Stempel des Gewerkschaftshauses versehenen Karten werden nur an legitimierte Beauftragte der Organisationen vormittags von 9—12 Uhr ausgeben. Eine Abgabe einzelner Karten findet auf keinen Fall statt.

— Im Neuen Schauspielhause findet Sonntag, den 28. April, 12 Uhr, eine Matinee der Isadora Duncan'schen Tanzschule statt.

— Die Goethe-Gesellschaft hält ihre diesjährige Generalversammlung am 25. Mai in Weimar ab; den Festvortrag über Goethes „Mahomet“ hat Professor Minor-Wien übernommen.

— Ein Lehrstuhl für die Geschichte der Arbeit wurde von dem Pariser Gemeinderat bewilligt. Er wird im Oktober im Collège de France eröffnet.

— Reformierung der japanischen Schrift. Der Fortschritt Japans macht sich auf allen Gebieten des kapitalistischen Aufschwungs geltend. Die japanische Regierung schreitet nun nach Beendigung der Flotten- und Heeresreform zu einer neuen Reform, die das Inselvolk des fernen Ostens wohl dauernd mit den zivilisierten Nationen verknüpfen wird. Diese Reform betrifft die japanische Schrift. Die Japaner bedienen sich größtenteils der chinesischen Schriftzeichen; außerdem besitzen sie ein eigenes Silbenalphabet, das aus dem „Katakana“ und dem „Hiragana“ besteht. Ersteres wird ähnlich unserem lateinischen Alphabet meist in wissenschaftlichen Werken angewendet; letzteres ist weit gebräuchlicher, aber viel komplizierter. Diese Schriftzeichen sind besonders dem Ausländer schwer zugänglich, da sie zum Verständnis ein mehrjähriges Studium voraussetzen. Das japanische Parlament hat nun eine Spezialkommission zur Reformierung der Schrift eingesetzt. Diese Kommission hat die Entscheidung getroffen, die komplizierten Alphabete durch das weit verbreitete lateinische Alphabet zu ersetzen. Weitans die meisten japanischen Zeitungen erklären sich für die Notwendigkeit der Einführung dieser wichtigen kulturellen Reform; besonders tätigen Anteil an ihrer Durchführung nimmt die vor einigen Jahren gegründete progressive Liga für Bildung und Erziehung.

— Seelenausfüllung. Im „Kleinen Anzeiger“ des „Besti Hirap“ fand sich kürzlich folgendes Inserat:

Fände sich in der
Katholischen Geistlichkeit
ein älterer Prälat, der die Seele und die Zukunft eines jungen, gebildeten, an der Seite seiner Mutter aufgewachsenen Mädchens auszufüllen wüßte? Briefe unter L. Sz. E. befördert die Administration.

Die Wiener „Arbeiterzeitung“ bemerkt mit bitterem Spott dazu: „Die angebliche oder wirkliche Mama der auszufüllenden Seele zeigt, daß sie den Markt, beziehungsweise den Kundkreis für menschliche Fleischnpezialitäten kennt. Zahlungsfähige Abnehmer finden sich ja auch in der bürgerlichen und adeligen Lebenswelt; aber da man in diesen Kreisen eine Maitresse leichter abschüttelt, bietet das Geschäft hinsichtlich der Dauerhaftigkeit weniger Chancen. Ganz anders bei den Prälaten. Hat man nur einmal erst einen solchen im Rege, so kommt er so leicht nicht los, wenn er nicht unliebsame Indiskretionen riskieren will — es wäre denn, daß er gehörig federn läßt und dazu übergeht, nur die Zukunft des Seelchens auszufüllen.“